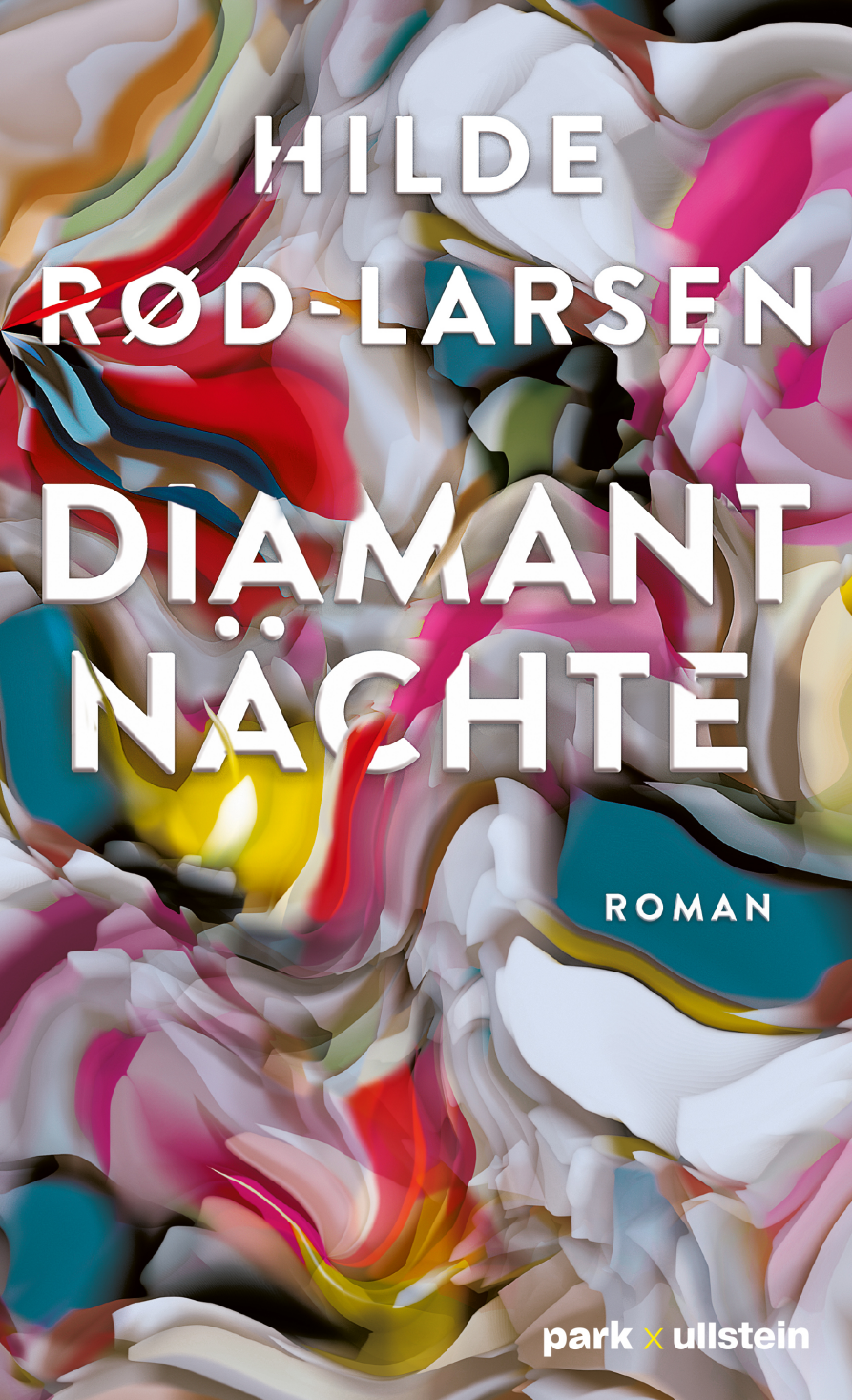




HILDE
RØD-LARSEN
DIAMANT
NÄCHTE

ROMAN

park x ullstein

Hilde Rød-Larsen

Diamantnächte

**HILDE
RØD-LARSEN**

**DIAMANT
NÄCHTE**

Roman

Aus dem Norwegischen
von Ursel Allenstein

park x ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Für Kjersti, weil Du nie aufhörst, mit mir die Wirklichkeit freizulegen

Das Zitat auf S. 70 stammt aus »Was ich nicht wissen will«
von Deborah Levy. Erschienen im Verlag Klaus Wagenbach, 2015.

Copyright © 2013, Deborah Levy, used by permission of
The Wylie Agency (UK) Limited.

park x ullstein ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.parkxullstein.de
Instagram: @parkxullstein

This translation has been published with the financial
support of NORLA



Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *Diamantkvelder*
bei H. Aschehoug & Co, Oslo.

© 2022 by Hilde Rød-Larsen

© der deutschsprachigen Ausgabe by
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data
Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-98816-001-0

»In my own ›Painter and model‹ painting I have it all. I am both artist and sitter. By looking at myself I don't need to stage a drama about power; I am empowered by the very fact that I am representing myself as I am: a painter.«

Celia Paul, *Self-Portrait*

I

ALS ICH AN DIESEM MORGEN die Balkontür öffnete und wartete, dass der Kaffee durchlief, hatte mein Mann mir kurz zuvor über die Wange gestrichen, einen Kuss gegeben und die Wohnung verlassen.

Schon bevor wir am Vorabend schlafen gingen, hatte er seinen größten Koffer gepackt und seine Reisegarderobe ins Bad gelegt, um mich in der Frühe nicht zu wecken. Etwas musste er trotzdem vergessen haben, denn irgendwann kam er ins Schlafzimmer geschlichen, schob vorsichtig die Schranktür auf und nahm es heraus. Vielleicht ein Hemd, ich hörte die leeren Kleiderbügel klirren.

Als er mich küsste, hatte ich die Augen gerade so aufbekommen und »Gute Reise« gemurmelt und sie bereits wieder geschlossen, als ich seinen Schritten durch das Treppenhaus lauschte, den Kofferrädern, die über den Asphalt im Hinterhof rollten, dem lang gezogenen Summen, mit dem sich das Tor öffnete, und dem metallischen Scheppern, mit dem es anschließend wieder zufiel.

Dann schlug ich die Decke zur Seite, stellte die Füße auf den Boden und zog den Morgenmantel an, der verknäult neben dem Bett lag.

Im Haus gegenüber brannte kein einziges Licht, als ich

an der Balkontür stand und die Kaffeemaschine hinter mir gluckerte. Die kühle Luft von draußen umfing mich, und die Dunkelheit schien noch lange nicht weichen zu wollen. Für die Bewohner gegenüber war es nach wie vor Nacht.

Plötzlich nahm ich wahr, wie geschützt das alte rosafarbene Gebäude mit dem abblätternen Putz im Hinterhof steht, flankiert von alten und neuen Stadthäusern, die an vier verschiedene Straßen grenzen. Unser kleines Mehrfamilienhaus liegt am Park. Wäre ich quer durch die Wohnung zu einem der Wohnzimmerfenster gegangen, hätte ich dort draußen im Schein einer Laterne bestimmt einen einsamen Menschen ausmachen können, der gerade seinen Hund ausführte.

Doch ich blieb in der Balkontür stehen. Mein Blick fiel auf die Lammfellpantoffeln, die ich schon seit Tagen suchte, sie standen unter dem Küchentisch. Ich überlegte, wie schön es wäre, meine kalten, nackten Füße in das weiche Futter zu stecken, beließ es aber beim Gedanken. Der Geruch feuchter Erde schlug mir entgegen.

Die Blätter der alten Birke hinter dem Fahrradständer beginnen sich gelb zu färben, wie mir gestern auf dem Rückweg von der Arbeit aufgefallen war, doch jetzt zeigt sich der Baum nur als grauschwarze Kontur. Noch bevor mein Mann wieder nach Hause kommt, hätten die Bäume im Hinterhof und im Park ihr Laub verloren, vielleicht rieselt dann Schnee von ihnen herab. Vielleicht habe ich schon den Weihnachtskranz an die Tür gehängt, vielleicht würden mich die Geschenke stressen. Doch noch ist es Herbst, erst wird sich die Dunkelheit Stück für Stück ausweiten, bis nur noch ein Streifen vom echten Tag übrig bleibt und ich mich

unter zwei Bettdecken legen und die kühle Luft über mein Gesicht streichen lassen kann, während der Mond durch die kahlen Äste scheint.

Ich trat einen Schritt zurück in die Wärme, in die Küchenluft mit dem schwachen Geruch verbrannten Staubs von der Wandheizung, die mein Mann vor seinem Aufbruch wohl angestellt hatte, und schloss die Tür.

Erst in zwei Stunden würde ich meine Tochter wecken, uns Frühstück machen und ihr Pausenbrote schmieren. Darum kümmere ich mich nach wie vor.

Vielleicht halte ich vor allem meinerwegen an unserem Ritual fest, aber ich glaube, auch sie weiß diesen Tagesbeginn zu schätzen, ein klein bisschen gemeinsame Zeit, ehe unsere täglichen Bahnen uns trennen.

Wenn sie in ein paar Jahren von zu Hause auszieht, werde ich diese gemeinsamen Stunden am Morgen am meisten vermissen, obwohl ich es jetzt schon gewohnt bin, jede zweite Woche darauf zu verzichten, wenn sie bei ihrem Vater ist. Die Abende habe ich längst aufgegeben, die verbringt sie in ihrem Zimmer hinter einem Bildschirm oder draußen mit ihren Freundinnen.

Mein Unbehagen, als ich mich an den Küchentisch setzte und den ersten Schluck Kaffee trank, rührte nicht daher, dass ich nicht wie sonst gemeinsam mit meinem Mann aufgestanden war und den Frühstückstisch gedeckt hatte, während er unter der Dusche stand. Ich möchte gern glauben, dass er es ernst meinte, als er sagte, es sei nicht nötig, so früh, wie er losmüsse.

Aber es kann gut sein, dass mein Glaube auf wackeligen

Beinen steht. Vielleicht ahne ich auch nichts davon, was sich jetzt hinter seinen Augen und Worten verbirgt.

Wir haben nicht darüber gesprochen, auch darüber nicht, aber wir wissen beide, dass ich ihn nicht besuchen werde. Ich weiß allerdings nicht, ob er darüber traurig oder erleichtert ist, und genauso wenig weiß ich, ob eines von beidem auf mich zutrifft. Doch ich werde hierbleiben. Und vielleicht hat auch er etwas, dem er auf den Grund gehen muss.

Der Kaffee signalisierte meinem Gehirn, dass mein Tag begonnen hatte, jener Tag, an dem ich entschieden habe, dass ich aufhören muss, mich von mir selbst abzuwenden, wenn ich die Frage stelle, was passiert war und warum. Auf diese Weise werde ich jenen Ausnahmezustand nutzen, der es mir nicht mehr erlaubt, auf den ausgetretenen Pfaden des Ehelebens durch die Tage und Nächte zu stapfen. Kein Plaudern über die neusten Nachrichten, kein Quiz auf der Bettkante an Samstagen, keine Fernsehserie, zu der man sich zusammenfand, wenn der Esstisch abgeräumt war, niemand, neben dem man einschlafen konnte. Und wenn ich aufwache, werde ich keinen Atem außer meinem hören.

Auf dem Tisch lagen die Zeitungen vom Tag, die mein Mann hereingeholt hatte, bevor er die Wohnung verließ, mir war nicht entgangen, wie die Tür geöffnet und kurz darauf wieder geschlossen worden war, aber es sah nicht so aus, als hätte er die Zeitungen aufgeschlagen. Ich tat es auch nicht. Ich blieb einfach sitzen, noch nicht bereit.

Jetzt ist es Abend, im rosa Haus flimmern die Fernseher. Wenn jemand von drüben in meine Wohnung hinüber-

blickt, sieht er eine Kerze auf der Fensterbank flackern und mich, am Küchentisch sitzend, das Gesicht von einem blauen Bildschirm erleuchtet.

An der Wand vor mir, zwischen den Fenstern, hängt ein großer Spiegel. Auf diese Entfernung und bei gedimmtem Deckenlicht sieht man die kurzen grauen Haare nicht, die am Scheitel neben den langen, dunklen wachsen.

Mein Friseur sagt dasselbe, was ich auch im Internet gelesen habe: Drei Monate, nachdem man einen Schock erlebt hat oder heftigem Stress ausgesetzt war, könne starker Haarausfall einsetzen. Aber bei mir fing es sofort an. Ich stand noch am selben Tag im Bad und sah, wie mir die Haare ausgingen.

Seit mehreren Monaten kann ich mir nicht mit den Fingern durchs Haar fahren, ohne anschließend ganze Büschel in den Händen zu haben. Ich muss mehrmals in der Woche den Abfluss in der Dusche reinigen, jeden Morgen ist mein Kissen mit langen, dunklen Haaren bedeckt. So war es auch, als ich meine Tochter stillte. Damals ließ ich mir das Haar schließlich ganz kurz schneiden, zum zweiten Mal in meinem Leben. Das kommt jetzt nicht infrage.

Wie gut ich meinen Körper und meine Seele doch disziplinieren und kontrollieren kann. Ich weiß, dass es andere mitunter verwirrt, wie nüchtern, ja beinahe unbekümmert ich von den schrecklichsten Dingen erzählen kann. So schlimm kann es dann ja nicht für sie sein, müssen sie denken, denn nach einer kurzen Phase sichtlicher Verwirrung spiegeln sie meine eigene Nonchalance, und dann ist der Moment vorbei, die Gelegenheit verstrichen.

Nur mein Haar macht, was es will: fällt aus, wächst nach, wird drahtiger, beginnt, sich zu locken.

Jetzt bin ich bereit, jetzt ergreife ich die Gelegenheit, obwohl ich nach wie vor nicht weiß, was der Anfang dieser Erzählung ist, und auch das Ende nicht kenne.

WIE VIELE ERZÄHLUNGEN beginnen nicht schon mit einer Ausführung darüber, wo sie beginnen? »Eine Geschichte hat weder Anfang noch Ende«, schreibt etwa Graham Greenes Ich-Erzähler, ein Schriftsteller, in *Das Ende einer Affäre*. »Willkürlich wählt man den Moment, von dem aus man ein Erlebnis rückschauend betrachtet oder sich vorstellt, wie es weitergeht.«

Irgendwo muss ich jedenfalls anfangen, mehr oder weniger freiwillig, und dafür muss ich einen Schritt zurückgehen, hinter den eigentlichen Auslöser dafür, dass ich an diesem Computerbildschirm sitze. Ich werde damit anfangen, wie ich zum ersten Mal Jenny sah, unter einer Glaskuppel an der London School of Economics. Wir waren beide zwanzig Jahre alt und in unserem ersten Studienjahr dort.

Anschließend kann die Geschichte im spartanischen Zimmer eines Studentenwohnheims in der Rosebury Avenue weitergehen und später in einem Steinhaus in einem kleinen Dorf in der Nähe von Oxford. Irgendwann wird sie wohl in einer Seitenstraße der Marylebone Road verharren.

Vielleicht werden mir die Aufenthalte und Bewegungen auf dieser Route helfen, Worte zu finden für das, was mein Körper mir in den letzten Monaten zu sagen versuchte.

Davon abgesehen interessiert mich auch, wo sich die Erzählerin befindet, wenn sie zu erzählen beginnt, von welchem Punkt aus sich ihre Geschichte entspinnt. Denn eines weiß ich: Hätte ich schon damals zu erzählen begonnen, unter der Glaskuppel, wäre die Geschichte anders ausgefallen als jetzt, bald.

Ich beginne bei Jenny, dabei ist dies eindeutig von Anfang an eine Erzählung über mich, eine 48-jährige Frau, Mutter einer siebzehnjährigen Tochter, die einmal geschieden und zum zweiten Mal verheiratet ist und den Großteil ihres Arbeitslebens damit verbracht hat, für andere als sich selbst die richtigen Worte zu finden.

Von hier aus blicke ich in die Vergangenheit, ins Innere.

Ich versuche, mich, diese Frau mittleren Alters, auf null zurückzusetzen und mein allererstes Bild von Jenny heraufzubeschwören, aber es ist unmöglich. Schicht um Schicht von Gesichtern überlagern das erste.

NEIN, ICH GEHE NOCH einen Schritt weiter zurück:

Bevor ich für das Bachelorstudium der Soziologie an der LSE zugelassen wurde, hatte ich Vorbereitungskurse an der Universität in Oslo besucht und währenddessen fast in Vollzeit an der Rezeption eines Sozialforschungsinstituts gearbeitet. Ich liebte diesen Job, liebte das Gefühl heimlicher Kontrolle, das er mir gab.

Hinter dem Empfangstresen war ich erwachsen, und eine gute Jugendliche war ich ohnehin nie gewesen; lange, noch mit Anfang zwanzig, hatte ich mich geradezu vor meinen Altersgenossen gefürchtet. Es war eine große Erleichterung für mich, die Schule zu beenden, wo man auf engem Raum mit Gleichaltrigen zusammengepfercht ist.

Außerdem hatte ich mich immer in der Rolle der stillen Beobachterin wohlfühlt, schon als stummes Kind auf den Partys der Erwachsenen, und jetzt wurde ich sogar dafür bezahlt.

Man kann sich kaum vorstellen, wie viele Menschen – Staatsräte, NRK-Journalistinnen, Professoren, Ehefrauen, Kinder, Exfrauen, Liebhaberinnen – zu dieser Zeit am Telefonhörer der Rezeptionistin eines Forschungsinstituts vor-

beimussten, ich war eine Haltestelle auf dem Weg zum richtigen Ansprechpartner. Einige riefen regelmäßig an, mit manchen entwickelte ich einen persönlichen Ton. Immer oberflächlich und fröhlich, aber zwischen den Zeilen gab es viel zu lesen, und ich dichtete sicherlich auch ein bisschen dazu. Ich behielt ohnehin alles für mich. In erster Linie nutzte ich mein Wissen für ein besonders herzliches »Guten Morgen«, wenn es nötig schien, oder ein »Leider ist er gerade in einer Besprechung«, sofern ich es für angebracht hielt, egal, ob es im engeren Sinne zutraf oder nicht.

Ich setzte mir zum Ziel, ihren Bedürfnissen vorzugreifen.

Einmal pflückte ich auf dem Weg zur Arbeit einen Strauß Flieder und stellte ihn in einem Kantinenbecher ins Büro eines jüngeren Wissenschaftlers. Er war frisch geschieden und brauchte eine Aufmunterung. Einige Monate später ging ich mit ihm ins Bett.

Der Akt an sich war eine misslungene Angelegenheit, weil ich so nervös war, und es blieb dann auch bei dem einen Mal. Trotzdem stärkte das Ereignis mein Selbstwertgefühl; ich bildete mir also nicht nur ein, dass auch ich über eine Art Macht verfügte, dort hinter meinem Empfangstresen.

Selbst nachdem sich die Sicht auf das Verhältnis zwischen jungen aufstrebenden Frauen und älteren Männern in höheren Positionen so stark verändert hatte, hielt ich an meiner Analyse fest: Ich besaß Macht, und ich wusste sie einzusetzen. Von diesem fünfzehn Jahre älteren Mann hatte ich genau das bekommen, worauf ich aus gewesen war: den ersten Sex, und zwar mit einem Erwachsenen, nicht mit

irgendeinem meiner verklemmten oder angeberischen Altersgenossen.

Die Tochter des Forschers war damals gerade bei der Mutter, aber es gab überall verstreute Spuren von ihr in der geschmackvoll eingerichteten Zweizimmerwohnung mit Blick über die Stadt. Er hatte eine praktische Ersatzzahnbürste im Badschrank, vielleicht sogar mehrere, nach allem, was ich weiß. Ich machte mir ohnehin nicht die Illusion, die Einzige zu sein, die er mit nach Hause nahm, ins alte Ehebett, er hatte offensichtlich mit mindestens einer Kollegin am Institut ein Verhältnis. Das störte mich nicht; ich brauchte nur seine Lust auf mich, meinen gehemmten, jungfräulichen Körper. Mein eventuelles eigenes Begehren war untergeordnet. Ich bekam Porridge zum Frühstück, und dann fuhr er mich nach Hause.

Meine damalige Mitbewohnerin, die schon seit Jahren einen Freund hatte, schimpfte darüber, dass ich mich von dem alten Schwein ausnutzen ließ, dabei empfand ich nichts als Erleichterung.

So habe ich diese Geschichte mir und anderen erzählt.

MEHRERE FORSCHER AM INSTITUT waren bereits als Gastdozenten oder Studierende an der LSE gewesen und teilten großzügig ihre Insidertipps mit mir, ehe ich nach London aufbrach. Der allerbeste lautete: Finde im Wirrwarr all der Gebäude unweit von Covent Garden, aus denen die Universität besteht, das Old Building und nimm den Aufzug in den sechsten Stock. Geh in die Shaw Library, setz dich in einen der tiefen Sessel und atme durch. Tu das, so oft du kannst.

Die Ohrensessel waren tatsächlich sehr tief und mit verblichenem rosa Plüsch bezogen. Durch eine Fensterkuppel fiel Tageslicht mitten in den Raum. Nach meinen ersten vorsichtigen Besuchen wagte ich es, meine Schuhe abzustreifen und die Füße auf das Polster zu ziehen. Ab und zu lief gedämpfte klassische Musik, deren Quelle ich nie ausmachen konnte, und manchmal fanden um die Mittagszeit kleine Konzerte statt, aber meistens war es dort oben still. Leises Geflüster hier, ein scharrendes Stuhlbein dort und Geraschel von Zeitungen aus der ganzen Welt.

ALS ICH JENNY ZUM ERSTEN MAL sah, badete sie im hereinströmenden Licht. Doch zunächst waren es ihre Füße, die meine Aufmerksamkeit erregten, in knöchelhohen hellgrauen Schlangenlederboots. Vermutlich warf ich daraufhin einen Blick auf meine neuen Dr. Martens, die ich bis dahin für den letzten Schrei gehalten hatte und die ich anschließend bis Weihnachten nicht mehr tragen würde. Wir hatten Ende September, vielleicht auch Anfang Oktober. Jenny hatte ihre schlanken Beine übereinandergeschlagen und wippte konstant mit dem Fuß, ihr Oberkörper und Gesicht waren hinter einer aufgeschlagenen *DIE ZEIT* versteckt. Ich weiß nicht mehr, womit ich mich beschäftigt hatte. Vielleicht trank ich einen Kaffee mit Milch von Wright's aus dem Erdgeschoss, während ich versuchte, mir Primärliteratur anzueignen. Marx, Durkheim, Weber. Die Helden der 68er waren am soziologischen Institut der LSE im Jahr 1995 nach wie vor Helden. Damals stellte ich das allerdings nicht infrage, bis Jenny und ich einmal mit einer Gruppe von der Goldsmith feiern gingen, die Bourdieu viel interessanter fanden als Marx.

Sie musste unglaublich viel spannenden Lesestoff in dieser Zeitung gefunden haben, während ich immer unge-

duldiger darauf wartete, endlich einen Blick auf ihr Gesicht erhaschen zu können. Irgendwann gab ich auf und erhob mich, um mir auch eine Zeitung zu holen und unterwegs zu ihr hinüberzuschien. Ich bin mir nicht sicher, was für eine Haarfarbe sie an diesem Tag hatte, denn wie sich herausstellen würde, wechselte Jenny sie häufig, im Gegensatz zu ihrem Lippenstift.

Welches ihrer Gesichter ich auch vor mir sehe, ihr Mund ist immer rot bemalt, selbst morgens im Bett. Ob das stimmt, ist jedoch nicht sicher. Sagen wir, ihr Haar war gebleicht, schulterlang, mit einem schnurgeraden, langen Pony. Ich erinnere mich aber deutlich, wie sie von ihrer Zeitung auf- und mich ansah, als ich vorbeiging. Aus dieser Entfernung werde ich wohl kaum erkannt haben, dass sie grüne Augen hatte, aber so erinnere ich mich: dass ihr grüner Blick meinem braunen begegnete und sie mich mit ihren roten Lippen anlächelte und mich irgendetwas an ihr so aus der Bahn warf, dass ich ihr Lächeln nicht erwidern konnte, ehe der Augenblick wieder vorbei war. Bei meiner Rückkehr, nachdem ich mir eine *Aftenposten* geholt hatte, auf die ich mich nicht würde konzentrieren können, war sie erneut in ihre Zeitung vertieft und wippte mit ihren spitzen Boots.

Als sie die Zeitung beiseitelegte und aufstand, um zu gehen, war ich überrascht. Ich hatte sie mir irgendwie stattlich vorgestellt, aber sie war klein, beinahe mager. Der graue Wollmantel, den sie anzog, sah aus, als wäre er mindestens eine Nummer zu groß, und gleichzeitig saß er perfekt.

IN DERSELBEN WOCHE TAUCHTE SIE in meinem Kriminologiekurs auf. Wir waren nur eine kleine Gruppe, sechs oder sieben Leute, und sie ließ sich auf den freien Platz neben mir fallen, als der Lehrer zur Tür hereinkam. »Wir haben einen Neuzugang«, bemerkte er. »Vielleicht kannst du dich kurz vorstellen?«

Jennys Stimme war tief, dafür, dass sie so schwächlich wirkte, und ein wenig heiser, und ihr – soweit ich es beurteilen konnte – nahezu perfektes Englisch hatte tatsächlich eine leichte deutsche Färbung. Ich hatte *DIE ZEIT* nicht vergessen. Sie mache einen Bachelor in Anthropologie, sagte sie, interessiere sich aber vor allem für das Thema Abweichung, deshalb wolle sie ergänzend diesen Kurs besuchen. *Deviance*. Sie sprach das Wort so genüsslich aus, dass es in einem Seminarraum unanständig wirkte. Aber ihre gelbe, seidige Bluse (seidig war bei Jenny immer gleichbedeutend mit echter Seide, sollte ich später erfahren) war bis zum Hals zugeknöpft, und ihre braune Anzughose saß weit.

Vielleicht sprachen wir an jenem Tag darüber, warum überall so viel mehr Männer in den Gefängnissen saßen als Frauen. Eine Hypothese lautete, Frauen seien schlicht und ergreifend schlauer als Männer, eine andere überholte

Theorie, die uns aber zum Lachen brachte, beruhte darauf, dass Frauen leichter einen Orgasmus faken könnten als Männer. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nie einen Orgasmus gehabt, weder einen echten noch einen falschen, aber natürlich verstand ich die Pointe.

»Du wohnst im Rosebery, stimmt's?«, fragte Jenny, als wir gemeinsam den Seminarraum verließen. Sie wohnte zur Untermiete bei einem frisch geschiedenen BBC-Journalisten, dessen Wohnung direkt neben dem Studentenwohnheim lag, und hatte es mich schon mehrmals betreten oder verlassen sehen. Ich fühlte mich geschmeichelt, weil ich ihr aufgefallen war.

Wir waren gleich groß und passten unser Tempo aneinander an, während wir, ohne es abzusprechen, zum Lincoln's Inn Fields gingen, wo wir eine Bank mit Aussicht auf die Tennisplätze fanden.

Das Semester hatte vor einiger Zeit begonnen, und mittlerweile kannte ich ein paar Leute. Es war so befreiend, dass niemand wusste, wer ich war, oder Erwartungen hatte, wie ich sein sollte; dass es möglich schien, mich wie eine alternative Version meiner selbst zu verhalten.

Damals begann ich, das zu formulieren, was viele Jahre eine Wahrheit für mich darstellen würde: Das Wichtigste ist nicht, wie man sich entscheidet, sondern was man aus seinen Entscheidungen macht. Als könnte ich allein mit meiner Vorstellungskraft Straßen und Mauern in meinem Inneren bauen oder einreißen. Als wäre eine Wunde nur eine Wunde, wenn ich sie auch als solche wahrnahm.

Mir hatte es schon immer gefallen, eine Aufgabe zu bekommen und sie zu lösen – die damit einhergehende Eingrenzung von Möglichkeiten –, und auf dem Flug nach London stellte ich mir selber eine: Wenn es dir nicht gelingt, eine Person zu *sein*, die leicht mit anderen Leuten ins Gespräch kommt, dann *tu* einfach so, als wärst du es.

Es war fast genauso leicht, wie es sich anhört. Und bevor ich Jenny kennenlernte, hatte ich bereits viel geübt. Ich fing an, während ich in Heathrow auf mein Gepäck wartete und mit einem gut aussehenden Südafrikaner ins Gespräch kam, der in der Innenstadt arbeitete und von einem Wochenendausflug nach Oslo zurückkam. Nachdem er mich mit dem Taxi bis zum Rosebery mitgenommen hatte, obwohl mein Gepäck eher spärlich war für jemanden, der in ein anderes Land zog, gab er mir seine Visitenkarte. Sie war das Erste, was ich in meine neue Schreibtischschublade legte, und ich holte sie ab und zu hervor, meldete mich aber doch nie bei ihm.

Außerdem hatte ich mein Glück erfolgreich bei ein paar norwegischen Mädchen versucht, mit denen ich in der Schlange vor dem Admissions Office stand, um mich an der Universität einzuschreiben. Aus unserem Gespräch ergab sich ein gemeinsamer Besuch im *Three Tuns*, und ich stellte fest, dass hier im Gegensatz zu einer norwegischen Studentenkneipe nicht alle Bier tranken. Gin Tonic war genauso beliebt, und ein amerikanisches Mädchen bestellte vor mir an der Bar einen Southern Comfort mit Zitronenlimonade. Die Drinks, die ebenfalls in dünnen Plastikbechern serviert wurden, kosteten nicht mehr als ein Bier und waren selbst für uns Studentinnen günstig, warum also nicht. Als wir eine dritte Runde bestellten, wechselte ich zu Gin Tonic.

Außerdem hatte ich eine Art Freundschaft mit der Bewohnerin geschlossen, die im Rosebery auf meinem Flur gegenüber wohnte, eine Inderin, die kindlich wirkte, aber einen Freund hatte, der schon kurz vor dem Abschluss seines Medizinstudiums in Philadelphia stand, weshalb sie erwachsen sein musste. Sie besuchte ihn ständig am Wochenende, und dennoch wussten ihre Eltern nichts von ihm. Ich verstand nicht, was sie sich erwartete und wo sie das Geld hernahm, obwohl sie von nichts anderem redete.

Jedenfalls funktionierte mein Bluff vollkommen reibungslos, dabei hatte ich nur einen einzigen Trick auf Lager. Der war dafür umso effektiver: Während ich bei Begegnungen mit neuen Menschen früher immer fieberhaft nach interessanten Dingen gesucht hatte, die ich über mich selbst erzählen konnte, stellte ich jetzt nur noch Fragen und Folgefragen, eine Kunst, die ich seither perfektioniert habe. Es ist unglaublich, wie lange man plaudernd bei einem Essen sitzen kann, ohne dass der Gesprächspartner eine einzige Gegenfrage stellt.

Das ist die neue Aufgabe, die ich mir selbst stelle, wenn ich mich unter unbekannte Menschen begeben: Erzähle nichts über dich selbst, ehe man dir eine Frage stellt. Oft kommt diese Frage nie. Das gilt für Männer und Frauen.

Die Sonne schien uns ins Gesicht, während wir auf der Bank saßen und das befriedigende Geräusch von Tennisbällen hörten, die perfekt vom Schläger getroffen wurden. Dieses Geräusch begleitet mich immer, wenn ich an Jenny und mich denke, auf dieser Bank, die unsere Stammbank werden würde. Ein gleichmäßiger Takt als Hintergrund für unsere Gespräche. Die drahtigen Juristen, die sich hier in der

Mittagspause zu einem Match trafen, spielten bestimmt schon Tennis, seit sie gehen konnten.

Ich erinnere mich an das Wetter bei diesem ersten Mal, weil ich noch weiß, wie Jenny irgendwann ihren weiten Wollmantel auszog und ich sah, dass sie keinen BH unter ihrer gelben Bluse trug, die leicht durchsichtig war. Im schlecht beleuchteten Seminarraum war mir das nicht aufgefallen. Wie ich bald bemerkte, benutzte Jenny nie einen BH, den sie auch *Zwangsjacke* nannte, und sie brauchte auch keinen. Ihre Brüste waren vollkommen symmetrisch und genau so groß, dass sie in ein paar ordentliche Frauenhände oder schmale Männerhände passten, stellte ich mir damals vor, oder vielleicht stelle ich es mir jetzt vor.

Sie schlug ein Pub vor, in dem wir uns abends treffen könnten. Wobei Jennys Vorschläge eher wie eine Anweisung klangen. Und ich war ein folgsamer Mensch.